

# Ohneinander, gegeneinander oder miteinander

## *Orden, Kirche und Gesellschaft im Bruch zwischen Evangelium und Kultur \**

Udo Schmälzle OFM, Münster

In der Vorbereitungsgruppe haben wir uns entschieden, das Thema „Geschwisterliche Kirche“, nämlich die Frage nach der Solidarität zwischen den Orden selbst und der Amtskirche zu öffnen und die Krise der Kirche im Kontext des sozialen und religiösen Wandels zu betrachten.

Ziel ist dabei, von Anfang an die spirituellen Wurzeln von Entsolidarisierung und Individualisierung in Gesellschaft und Kirche offenzulegen und damit „Symptombehandlungen“ zu vermeiden. Die zentrale Frage lautet damit, wie kann die Arbeit an der geschwisterlichen Kirche von Anfang an zur „Wurzelbehandlung“ für Orden, Kirche und Gesellschaft werden?

Metz spricht im Blick auf unsere Zeit nicht mehr von einer Krise der Glaubensvermittlung, auch nicht mehr von einer Krise der Gottesrede, er beschreibt unseren Zustand als eine Gotteskrise. Ich möchte aus dieser Perspektive unsere Situation in den Ordensgemeinschaften, in der Kirche und in dem gesellschaftlichen Prozeß betrachten. Ich gehe davon aus, daß uns Gott in dieser Krise etwas sagen möchte.

Ich verzichte dabei auf schnelle Antworten und will auch nicht vorschnell Lösungskonzepte anbieten. Ich bin der Überzeugung: Je mehr es uns gelingt, offen, fragend und suchend diese Botschaft Gottes an uns in dieser Zeit auszuloten und sie mit den „Sensoren“ unserer Spiritualität wahrzunehmen, um so sicherer können wir sein, daß wir nicht unseren Willen, unsere Interessen und Bedürfnisse denken und spirituell garnieren, sondern in seinem Willen leben.

Wurzelbehandlungen sind immer schmerzlich. Kennzeichen echter christlicher Spiritualität war immer eine richtigverstandene und nicht masochistisch verdorbene Schmerzbereitschaft und Leidensfähigkeit. Die meisten der Ordensgründer, die Sie hier vertreten, haben sich dadurch ausgezeichnet, daß sie sich auf das Leiden an der Kirche eingelassen haben, um dann auf spiritueller Grundlage und im Ausloten des Willens Gottes einen erlösungsspezifischen Heilungsprozeß in der Kirche auszulösen.

---

\* P. Dr. Udo Schmälzle OFM, Professor für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Universität Münster, leitete den Studentag der diesjährigen Mitgliederversammlung der VDO vom 12. bis 15. Juni 1994 in Würzburg mit dem folgenden Vortrag und den im Anschluß daran abgedruckten Vorgaben und Fragen für die Arbeitsgruppen ein. Das Manuskript wurde nicht mehr überarbeitet.

## 1. *Der Bruch zwischen Evangelium und Kultur: Die spirituellen Wurzeln von Entsolidarisierung und Individualisierung*

Das Apostolische Schreiben von Paul VI. „*Evangelii Nuntiandi*“ greift im zweiten Teil die Frage auf: Was besagt evangelisieren? Der Papst entwickelt dabei die Vision, daß es möglich ist, das Evangelium „in alle Bereiche der Menschheit zu tragen“ und mit dem Evangelium die Menschheit „von innen her umzuwandeln und ... zu erneuern: Seht, ich mache alles neu“ (Offb 21,5; EN Nr. 18). Zwei Nummern später stellt er konkret die Frage nach der Evangelisierung der Kulturen. Die zentralen Themen der Inkulturation sind damit bereits in ‚*Evangelii Nuntiandi*‘ angesprochen, nämlich die Frage nach Vereinbarkeit und Unvereinbarkeit des Evangeliums in der Auseinandersetzung mit einer gegebenen Kultur, das Postulat von der Unabhängigkeit des Evangeliums und gleichzeitig die Notwendigkeit der Durchdringung. Paul VI. entwickelt dabei das Programm: „Evangelisieren heißt konkret: Man muß immer von der Person ausgehen und dann stets zu den Beziehungen der Personen untereinander und mit Gott fortschreiten.“ Ausgangspunkt der Evangelisierung und Erneuerung ist damit ganz klar der Mensch und die ihm von Gott gegebene Freiheit. In diesen Sätzen wird indirekt der Anspruch des modernen Menschen seit der Aufklärung nach Mündigkeit und Selbstbestimmung akzeptiert und anerkannt. *Evangelii Nuntiandi* wird noch deutlicher. Paul VI. stellt lapidar fest: „Der Bruch zwischen Evangelium und Kultur ist ohne Zweifel das Drama unserer Zeitepoche, wie es auch das anderer Epochen gewesen ist.“ Konkret bedeutet dies, daß sich die Kirche bis zum Zweiten Vatikanum in ihrer Doktrin und Lehre mit der modernen Kultur, deren anthropologischen Leitbildern, nämlich dem Freiheits- und Mündigkeitspostulat, nicht auseinandergesetzt hat. Dies heißt aber auch, daß die Kirche und ihre Theologie seit der Aufklärung an dem Prozeß der Entsolidarisierung entscheidend beteiligt war und paradoxerweise gerade dadurch beteiligt war, daß sie sich nicht beteiligt hat, sondern sich faktisch in konfessionelle Subkulturen und in eine antimodernistische Ideologie zurückzog mit der Konsequenz, daß die sinnstiftende Kraft des Evangeliums nicht mehr kulturell relevant wurde. Die Forschungen von Gabriel und Kaufmann liefern dazu den historischen Beleg.

Interessant ist jedoch, daß genau zu dem Zeitpunkt, in dem die Kirche und ihre Theologie den Antimodernismus endgültig zu Grabe tragen, indem sie die personale Freiheit und Würde akzeptieren, in den Humanwissenschaften die kritische Auseinandersetzung mit den Wurzeln der Moderne beginnt. Miegel und Wahl beschäftigen sich mit den Ursachen des Rückgangs der Kinderzahlen.<sup>1</sup> Entsolidarisierung drückt sich nach ihrer Analyse zutiefst in dem Rückzug der Eltern aus der Vater- und Mutterschaft aus. Sie sehen in dem ent-solidarisierenden Verhalten das „Ergebnis geschichtlicher Entwicklungen, die

---

1 Meinhard MIEGEL, Stephanie WAHL, *Das Ende des Individualismus*. Die Kultur des Westens zerstört sich selbst, Bonn aktuell, 1993.

in Europa bis in die Antike zurückverfolgt werden können ... Trotz vielfältiger Hemmnisse treibt und drängt alles in der europäischen Geistesgeschichte zur Emanzipation des Individuums, zu individueller Freiheit und Unabhängigkeit, zu individueller Entfaltung und Selbstverwirklichung. Diese individualistischen Ideologien prägen die Neigungen und Verhaltensweisen von Individuen und Gemeinwesen und durchdringen deren Selbstverständnis sowie ihr Verständnis von gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen.“<sup>2</sup>

Sie beeinflussen Neigungen und Verhaltensweisen, die Bildung, Kommunikation, Information, Erwerbsarbeit und damit materiellen Wohlstand, Wohnformen und gesellschaftliche Ordnungen. Auch die Religion und ihre Doktrin bleibt davon nicht unberührt. „Das Individuum und seine Bedürfnisse sind der allein verbindliche Maßstab. An ihm hat sich alles auszurichten.“<sup>3</sup>

Der einzelne kann sich nach dieser Analyse nur begrenzt aus der Logik individualistischer Kulturen entziehen. Der einzelne ist gezwungen, aus der Gemeinschaft hervorzutreten und sich auf den Wettbewerb mit anderen einzulassen. Die Autoren beschreiben die negativen und die positiven Folgen: „Einerseits fördert das die Entfaltung seiner kreativen und innovativen Potentiale ... Andererseits lockern sich zwischenmenschliche Beziehungen. Gemeinschaften lösen sich auf, gesellschaftliche Institutionen zerbrechen.“<sup>4</sup>

Interessant ist, daß die Autoren lediglich ein Widerstandspotential entdecken, das sich gegen diese individualistische Kultur sperrig zeigt. Es ist „die Gemeinschaft von Eltern und Kindern. Zwar sind Eltern frei, diese Gemeinschaft zu zeugen. Haben sie aber gezeugt, dann sind diese Gemeinschaften Zwangsgemeinschaften im Widerspruch zu den Maximen einer individualistischen Kultur.“<sup>5</sup> Solche Äußerungen und Analysen sind natürlich geeignet, die neue Axiomatik des Konzils und die Anerkennung des Freiheitsanspruchs des Individuums, die fundamentalistische Kreise in der Kirche bis heute nicht anerkennen, zu unterminieren und unter Verdacht zu stellen. Entsprechende Stimmen werden schon laut. Wenn wir auf dieser Ebene weiterdiskutieren, eröffnet sich eine Sackgasse, die den schmerzlichen Prozeß der Entfremdung zwischen Evangelium und Kultur nicht beendet, sondern fortsetzt und verlängert.

Die Wurzeln der Entsolidarisierung werden hier von Miegel und Wahl auf der Grundlage des sozialwissenschaftlichen Datenbestandes bloßgelegt. Noch deutlicher werden die spirituellen Wurzeln von Entsolidarisierung und Individualisierung von einem unverdächtigen Interpreten angesprochen, nämlich von Martin Walser, der 1981 in seiner Dankrede bei der Büchner-Preisverleihung in Stuttgart zum Thema gesprochen hat: „Woran Gott stirbt“.<sup>6</sup> Er greift dabei die Frage von Büchner auf, der einem Gott abgesagt hat, von dem die

---

2 EBD. 142.

3 EBD. 143.

4 EBD.

5 EBD.

6 Martin WALSER, *Büchner-Preis-Reden 1972–1983*, Stuttgart 1984, 167–174.

Leidenden keine Hilfe zu erwarten haben. Büchner hat die Theodizeeproblematik der Neuzeit auf die Kurzformel gebracht: „Ein Gott, der nicht helfen kann, muß weg!“<sup>7</sup>

Entsolidarisierung ist nun für Martin Walser die letzte Konsequenz aus diesem Atheismus. Er stellt die Frage nach dem Ersatz für Gott. Sein Text ist so klar und wortgewaltig, daß alles zusätzliche Rasonieren seinen Sinn nur verstellen würde. Ich mute Ihnen deshalb ein langes Zitat zu:

„Der die Welt beschimpfende Daumenlutscher ist unser Muster. Dem Daumenlutscher stirbt kein Gott.

Er ist sein eigener Gott.

Nicht die Lehre der Gottlosigkeit ist sein Horror, sondern der Nächste, der Nebenmensch.

Wie er sich selber Gott ist, so ist ihm der Nebenmensch die Hölle.

Solidarität bzw. Mitleiden wird verdächtigt, Kommunismus zu sein oder/und Boulevard; beides gilt als gleich schlimm.

So zieht sich Literatur ungeschüchtert zurück, der Schriftsteller wird das Kaufhaus für Narzißmus. Zu legitimieren ist eine Stimmung zwischen Leuten, die einander prinzipiell nicht brauchen.

Ich merke inzwischen, daß mir Freundlichkeit und Teilnahme immer schwerer fallen. Es kommt mir vor, als werde ich erzogen zu einer feinsinnigen Feindseligkeit. So interpretiere ich die Anweisungen und die Muster. Bis jetzt habe ich immer feststellen müssen, daß ich konform lebe. Zu meiner eigenen Verwunderung sehe ich immer wieder, daß ich typisch bin. Dagegen habe ich nichts.

Wenn ich also an mir feststelle, daß ich mich am liebsten durch Teilnahmslosigkeit leidlos hielte, ohne ich, daß ich so wahrscheinlich dem ersten Gebot des jetzt herrschenden Gottes gehorche: Kultur der Teilnahmslosigkeit.

Das entlastende Gerechtigkeitsprinzip unseres Gottes: Vor der Leistung sind wir alle gleich, und nach der Leistung sieht man, was einer bringt.

Das ist der Klartext unseres Gottes. Wir wählen einen Gott nicht ab, weil er nicht hilft. Wir haben ihn dazu gewählt, daß er unsere Unfähigkeit zu helfen legitimiert.

Unser Gott brüllt andauernd durch die Gegend: Du hast es dir selber zuzuschreiben. Dem Leidenden salzt das das Leiden, dem Genießenden den Genuß!

Bürgertum und Christentum haben sich zu einer gigantischen Unterhaltungsfirma zusammengetan, deren alles niederwalzende Entsorgungskapazität jedem Horror gewachsen ist.“

---

7 EBD. 173.

Die Gesellschaft der Gewinner und Entsolidarisierten braucht Gott nicht mehr und merkt nicht, welcher Götze ihr im Nacken sitzt: Das Leistungsdenken bestimmt den Alltag und macht den „Anderen“ nur noch zum Objekt der Ausbeutung bei der eigenen Selbstentfaltung: Männer gegen Frauen, Arbeitgeber gegen Arbeitnehmer, Reiche gegen Arme, Gesunde gegen Kranke, Behinderte gegen Nichtbehinderte, Junge gegen Alte, Industrieländer gegenüber Entwicklungsländern, Fromme gegen Unfromme, Gläubige gegen Ungläubige ... Jeder ist, ob er will oder nicht, dazu verdammt, Täter und Opfer in diesem Prozeß der Individualisierung zu werden. Es zeichnet sich hier so etwas ab wie ein Teufelskreis. Der Primat der Selbstentfaltung des Subjektes macht den Mitmenschen zum Gegner und setzt das Subjekt unter Leistungsdruck. Die dadurch produzierte Einsamkeit erzeugt Angst. Die Angst macht aggressiv und verengt die Wahrnehmung. Der Mitmensch wird zum Gegner. Wie ist dieser Teufelskreis zu durchbrechen?

Mir scheint, daß Kirche und Ordensgemeinschaften nicht immun gegen diesen zersetzenden Prozeß und die daraus resultierende Angst und Aggressivität sind. Das Leistungsdenken schlägt sich auch in Erklärungsmodellen zur religiösen Krise nieder, wenn einseitig Machbarkeitsvorstellungen, pastorale Aggressivität und Sündenbockmechanismen die Arbeit an der Krise bestimmen. Der Götze Leistung brüllt auch durch die Kirche und unsere Ordensgemeinschaften, wenn folgende Sätze zu hören sind: Wir sind selber schuld, wenn niemand mehr Priester werden oder in den Orden gehen will. Ihr strahlt nichts mehr aus! Ihr seid zu angepaßt! Würden alle wieder die Kutten anziehen! Würden alle wieder mehr beten! Würden alle Professoren an den Universitäten wieder den wahren Glauben lehren!

## 2. „Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“ (Jes. 21,11) – Wege aus der Krise

Der Verzicht auf Gott in der Moderne hat in die Nacht geführt. In diese Nacht ruft Brecht in seinem bekannten Gedicht hinein: „Laß alle Hoffnung fahren, es gibt kein Morgen mehr“.

Das Konzil hat mutig damit begonnen, am „Bruch zwischen Evangelium und Kultur“ zu arbeiten. Über Jahrhunderte war die Verteidigung der Glaubenswahrheit ein Kampfprogramm. Bis zum Konzil galt das Axiom: Die Wahrheit hat alle Rechte, der Irrtum hat kein Recht. Dieses Kampfprogramm beendet das Konzil. Es war die Ursache für den Bruch zwischen Evangelium und Kultur. Das Konzil besinnt sich auf die personale Würde des Menschen. Im Dekret zur Religionsfreiheit stellt es das Recht des Menschen auf Selbstbestimmung und Religionsfreiheit an die Spitze innerkirchlicher Doktrin und Wahrheit. Nach der neuen Axiomatik des Konzils ist nicht mehr die Wahrheit das Letzte. Das letzte Rechtssubjekt ist die menschliche Person. Am deutlichsten drückt dies später Johannes Paul II. in der Enzyklika ‚Redemptor Homi-

nis' aus: Da also der Mensch der Weg der Kirche ist, der Weg ihres täglichen Lebens und Erlebens, ihrer Aufgaben und Mühen, muß sich die Kirche unserer Zeit immer wieder neu die Situation des Menschen bewußt machen.

Diese kopernikanische Wende der Kirche von einem abstrakten Wahrheitsbegriff zur personalen Wahrheit menschlicher Existenz, das Bekenntnis zur Demokratie und zur Religionsfreiheit, die Partizipation aller Getauften am Sendungsauftrag der Kirche und der damit gewonnenen partizipativen Verortung des Laien in der Kirche führen uns konkret in die Nacht von Konflikten, Polarisierungen und Spannungen in der Kirche selbst. Während unmittelbar nach dem Konzil diese Erklärungen als säkulare Ereignisse gefeiert wurden, programmieren sie bis heute in unseren Gemeinschaften das Gegeneinander. Die Solidarität der Gläubigen mit den Gemeinden ist nicht gestiegen. Die Offenlegung des Bruchs zwischen Evangelium und Kultur und die offene Diskussion von Glaubensfragen in der Kirche schaffen bei den Gläubigen Desorientierung.

Nach dem Konzil fragen viele junge Menschen: Was hat die Kirche eigentlich mit uns und unseren Eltern gemacht? Sie stellen die Vertrauensfrage. 30 Jahre nach Beginn des Konzils durchleben wir schmerzlich den Prozeß, den „Evangelii Nuntiandi“ als Prozeß der Selbstevangelisierung beschrieben hat: „Die Kirche, Trägerin der Evangelisierung, beginnt damit, sich selbst zu evangelisieren ... Als Volk Gottes, das mitten in dieser Welt lebt und oft durch deren Idole versucht wird, muß die Kirche immer wieder die Verkündigung der Großtaten Gottes hören, die sie zum Herrn bekehrt haben ..., wenn sie ihre Lebendigkeit, ihren Schwung und ihre Stärke bewahren will, um das Evangelium zu verkünden.“

Selbstevangelisierung beginnt also damit, daß wir uns in dieser Nacht unter das Evangelium selbst stellen. Dies befreit uns von unseren eigenen Götzen, und es befreit uns auch von der aggressiven Überheblichkeit.

Wir Ordensleute in Europa sollten den Weg betreten, den die Ordensleute von Lateinamerika bereits gegangen sind, wenn sie mit dem Projekt „Wort und Leben“ mit den Menschen ihres Kontinents nach 500 Jahren vielfach fehlge-  
laufener Evangelisierung erneut das Evangelium entdecken wollen.

In Matthäus 18, 20 heißt es: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“. Die Gegenwart Jesu wird dabei an das Miteinander in der Gemeinde gebunden. Dieser Satz steht im Mittelpunkt des Matthäusevangeliums und dem darin entwickelten Bild einer brüderlichen Gemeinde, deren Kennzeichen die Vertrauensfähigkeit des Kindes, die Verantwortung füreinander, die Echtheit im Suchen nach dem Willen Gottes und die radikale Versöhnungsbereitschaft mit Schwachen und Sündern sind. Eine ähnliche Regel gilt bereits im Alten Testament. Im Kommentar von Billerbeck zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch heißt es: „... Wenn zwei (beieinander) sitzen und Worte der Thora sind zwischen ihnen, so weilt die Schechinah (Gottheit) unter ihnen“.

In einer Zeit, in der wir damit konfrontiert sind, daß Gott nur noch ganz wenige Menschen in unsere Reihen beruft und wir damit mit dem Schweigen Gottes konfrontiert sind, in einer Zeit, in der gewissermaßen ein Bann auf unserer Verkündigung liegt und viele Menschen sich von uns abwenden, in einer Zeit, in der viele von uns selbst sprachlos werden, weil sie nicht mehr die alten Wörter von Angst und Unterdrückung gebrauchen wollen, bekommt für mich die Antwort an die Edomiter in dem Orakel zu Babels Fall im 21. Kapitel bei Jesaias ganz besondere Bedeutung. Die Edomiter waren 711 die Verbündeten der Philister gegen Assur. Von den Assyrern geschlagen, ist anzunehmen, daß sie Jesaias fragten, wie lange noch ihre Unterwerfung dauern würde. Es heißt dann in Vers 11:

Spruch über Edom:

„Aus Seir ruft man mir zu:

Wächter, wie weit ist es in der Nacht?

Wächter, wie weit ist es in der Nacht?

Der Wächter spricht:

Es kommt Morgen und Nacht!“

Es scheint, daß unsere gegenwärtige Berufung in den Orden zunächst einmal darin besteht, in dieser Nacht Ausschau zu halten nach dem Licht, zu rufen und zu fragen, ob die Nacht schon hin ist, ähnlich wie Jesaias von Babel feststellt: „Gefallen ist Babel und alle seine Götterbilder liegen zerschmettert am Boden“. Müssen nicht auch wir in der Nacht bei den zerschlagenen Götterbildern unserer Zeit innehalten und wachen? Könnten dies auch die zerschlagenen Götzenbilder sein, die uns in der eigenen Kirche in die Versuchung gebracht haben?

In der anschließenden Ankündigung des Gerichts über Arabien gibt Jesaias in seinem Prophetenspruch konkret Hinweise an sein Volk:

„Übernachtet im Gebüsch, in der Steppe, Ihr Karavane von Dedan. Bringt den Durstigen Wasser ... Versorgt die Fliehenden mit Brot! Denn sie sind vor den Schwertern geflohen.“

„Wächter, wie lange dauert noch die Nacht?“, wenn wir diese Frage in unserer Zeit lebendig halten, bringen wir in dem gesellschaftlichen Ohneeinander und in dem innerkirchlichen Gegeneinander eine neue spirituelle Dimension zum Tragen. Wir halten inne. Wir schaffen Raum für Gott. Wir meditieren seine Abwesenheit. Wir nehmen damit Gott ernst und unsere eigene Erfahrung der Gottesferne. In all den Dokumenten, die ich zum Selbstverständnis des Ordenslebens in unserer Zeit gelesen habe, fehlt mir etwas diese Dimension. Wir machen für alles uns selbst verantwortlich und denken zu wenig darüber nach, daß Gott der ist, der beruft, und ihm damit auch die letzte Verantwortung zufällt. Wir sind mit dem Schweigen Gottes konfrontiert. Ruft er nicht, oder wird sein Rufen nicht gehört? Das Alte Testament setzt sich noch mit diesem Schweigen Gottes auseinander. Die Jugendgeschichte Samuels schildert: „Des

Herrn Wort war selten und es gab kaum noch Offenbarung“ (1 Samuel 3,1). Als der junge Samuel in der Nacht von Gott gerufen wird, merkt auch der alte Priester Eli erst beim dritten Mal, daß es Gott sein könnte, der sich zu Wort meldet. Der Prophet Amos kündigt Gottes Gericht so an, daß es einen Hunger nach Gottes Wort geben wird, aber nirgendwo ist dieser Hunger zu stillen. Nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels gibt es Zeugnisse in Klage-  
liedern, daß die Propheten keine Gesichter vom Herrn haben oder daß keine Propheten mehr da sind (Psalm 74, 9). Stehen wir in unserer Situation mit unseren Berufungen nicht in der Tradition dieser Urerfahrung des Menschen mit dem sich offenbarenden Gott?

### 3. „Es bleibt Nacht, es wird Tag!“ – Wege aus der Krise

Es gibt keinen anderen Weg aus der Krise, der zu einem neuen Miteinander in Kirche und Gesellschaft führt, als den Weg der Inkarnation, den Jesus selbst gegangen ist. Es gibt Formen der Gottesrede, die vergiften und noch tiefer in die Nacht führen. Es gibt aber auch ein Handeln im Namen Gottes, das nicht einmal zum Reden kommt und trotzdem dazu führt, daß es in unserer Gottes-  
krise Tag wird.

Die Geschichte zeigt, daß es Situationen gibt, in denen es sich sogar verbietet, weiter über Gott zu reden und eine bestimmte Art zu handeln gefordert ist, die aktional die Sache Gottes zur Geltung bringt. Dabei geht es nicht um die Flucht aus dem Bekenntnis, sondern um dessen Radikalisierung, ein Bekenntnis, in dem schweigend die Gottesrede zur Tat gerinnt und so zur Bot-  
schaft wird und Kontroversen auslöst.

Maximilian Kolbe und Alfred Delp gingen diesen Weg. Alfred Delp hat sich programmatisch mit dem Weg der Kirche hinter Auschwitz zurück beschäftigt und in seinem Tagebuch kurz vor seinem Tod bereits angefangen, das neue Kapitel einer Theologie zu schreiben, in deren Mittelpunkt das Tatzeugnis steht. Für ihn hing das Schicksal der Kirche nicht mehr von der „Klugheit, Gescheit-  
heit und politischen Fähigkeiten“ ihrer „Prälaten und führenden Instanzen“ ab, wozu sicher auch die Fakultäten zu rechnen sind. Er beschäftigt sich mit dem Ende der Gottesrede, nimmt aber die Zielgruppen und Handlungsformen in den Blick, auf die zu achten sind: „Es wird kein Mensch an die Bot-  
schaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienst des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen. Rückkehr in die Diakonie habe ich gesagt, damit meine ich das Sich-gesellen zum Menschen in allen seinen Situa-  
tionen mit der Absicht, sie ihn meistern zu helfen, ohne anschließend irgendwo eine Spalte und Sparte auszufüllen. Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegheiten des Menschen, um bei ihm zu sein.“<sup>8</sup>

8 Alfred DELP, *Das Schicksal der Kirchen*, in: DERS., *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, hg. von Roman Bleistein, Frankfurt 1984, 318–323, 318.

Diese Sätze von Delp gelten auch noch nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Wir sprechen über die Glaubenskrise auf Kongressen, analysieren Paradigmenwechsel und machen in der Theologie Gratwanderungen an den geistesgeschichtlichen Brüchen und Verwerfungen zwischen Evangelium und der Kultur der Moderne. Delp spricht von der „Rückkehr in die Diakonie“. Der Weg zu Gott führt über den Anderen und Fremden. Die Orden und die Kirche in Europa stehen damit vor denselben Grundentscheidungen wie die Teilkirchen in vielen Ländern der Dritten Welt. In der „Secunda Relatio“, der Vorlage des lateinamerikanischen Bischofsrates für die IV. Generalversammlung in Santo Domingo 1992, heißt es: „Indem wir für die Armen optieren und mit ihnen arbeiten, werden wir evangelisiert.“<sup>9</sup> Die Auseinandersetzung um die Option für die Armen in der Theologie und Kirche des säkularisierten Nordens zeigt, wie stark wir selbst schon vom Gift der Entsolidarisierung erfaßt sind. Der „Horror vor dem Nächsten“ und die „Hölle des Nebenmenschen“, Phänomene, die Walser bei uns konstatiert, führen selbst in der Kirche zu Verdächtigungen einer Option für die Armen. Dabei gehen die Bischöfe von Lateinamerika noch einen Schritt weiter. Sie sprechen von einer „Kultur der Solidarität“. Sie verpflichtet dazu: „Den anderen in seinem Anderssein anerkennen, seine Würde respektieren, seine Rechte achten, gemeinsam nach Gerechtigkeit streben.“<sup>10</sup> Dieses Programm geht noch über die Option für die Armen hinaus. Die Bischöfe in Lateinamerika dachten dabei an die Frau, die Laien in der Kirche, den Indio und die Schwarzen.

An wen müssen wir in Europa denken? Ich denke dabei an Kinder und Jugendliche, die für ihre Familien zum Armutsfaktor werden und an sich den Prozeß der Entsolidarisierung selbst in der eigenen Familie erleben. Ich denke an die Krankenschwestern und Pfleger in Altenheimen, die Tag für Tag mit der Herzlosigkeit konfrontiert sind, wie Pflegebedürftige abgeschoben und vergessen werden. Sie erleben, daß es die Vision Walsers von der „Hölle des Nebenmenschen“ sehr wohl im Alltag gibt. Ich denke an das Zusammenleben in unseren kirchlichen Einrichtungen und Ordensgemeinschaften. Fremdheit und Anderssein gibt es in unseren eigenen Reihen. Überall dort, wo sich Ordensleute in der Kirche an der Seite von Armen, Fremden und Anderen einfinden, arbeiten sie an der Gotteskrise, halten sie Wache in der gegebenen Nacht der Gottesferne, in der die Nähe zum Armen, Anderen und Fremden den Weg in das Licht des Morgens sichert. Muß es uns nicht nachdenklich machen, daß in so vielen spirituellen Aufbrüchen in einzelnen Provinzen, die oft nur von einigen Brüdern und Schwestern getragen sind, der Weg zum Armen, Anderen und Fremden gesucht wird?

---

9 *Für eine Kultur solidarischen Lebens*. Die Stimme der lateinamerikanischen Kirche vor der IV. Konferenz in Santo Domingo 1992: *Secunda Relatio*, in: *MISEREOR. Berichte und Dokumente* 8, hg. von der MISSIONSZENTRALE DER FRANZISKANER (Bonn) und MISEREOR, Aachen 1993, 34–275.

10 Ebd. (7.5) 153 f.

In der „Secunda Relatio“ heißt es: „Die Inkulturation des Evangeliums folgt dem Weg des menschengewordenen Gottessohnes, der die menschliche Geschichte auf vollständige Weise und von innen heraus angenommen hat.“<sup>11</sup> Diesen Weg der Inkarnation beschreibt der Christushymnus des Philipperbriefes (2,5–11). Der Hymnus schildert einen doppelten Prozeß: einmal den Weg Gottes mit Jesus in die Kenosis menschlicher Existenz und Erfahrungswirklichkeit, und im zweiten Teil den Weg in die Erhöhung dessen, der durch Gott erniedrigt wurde. Bis im zweiten Teil die Gottesrede im Bekenntnis gipfelt: „Jeder Mund bekennt: ‚Jesus Christus ist der Herr!‘“, ist das Wichtigste im ersten Teil ohne Worte geschehen: „Er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave ... Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod am Kreuz.“ Das Bekenntnis zu Gott wird möglich, das Wortereignis findet statt, weil das Tatergebnis vorausging. Das Göttliche von Gott, das „wie Gott sein“ von Jesus, verschwindet in diesem entäußernden kenotischen Prozeß der Inkarnation, an dessen Ende der Tod steht: „Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz.“ Damit wird aber auch deutlich, daß der Tod Gottes in Jesus Christus gleichzeitig die tiefste Aussage und Botschaft in diesem Offenbarungsprozeß Gottes darstellt. Der Schrei des Gottverlassenen im Todeskampf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34) ist der letzte Satz der Gottesrede Jesu vor seinem Tod. Dieser Schrei signalisiert für Jesus den Endpunkt der Selbstentäußerung. Er signalisiert jedoch für seine Jünger und für seine Kirche bis heute, daß Nachfolge nur möglich ist in der Bereitschaft, sich je neu in der Geschichte auf solche kenotische Prozesse einzulassen. Diese Kenosis durchleben Kirche und Welt in der gegebenen Gotteskrise. Wenn es von Jesus heißt: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14), dann können Kirche und Orden ihre Identität nicht mehr nur im Wort und in der Orthodoxie festmachen. Sie werden ihre Identität sehr schnell finden, wenn sie vor dem „Horror des Nebenmenschen“ nicht kapitulieren, sondern sich an der Seite der Opfer des Entsolidarisierungsprozesses einfinden und dafür sorgen, daß in den eigenen Reihen moralisch und spirituell Arme, Fremde und Andere nicht Opfer werden.

### *Thematische Thesen zur Arbeit in Gruppen*

#### *(1) Erfahrungen mit gelebter Solidarität*

Es gibt in den Lineamenta Stellen, die den Eindruck erwecken, daß die Verfasser der Lineamenta die Gründungscharismen als absolut unabänderlich ansehen. In Paragraph 16 z. B. heißt es: „Kein Charisma darf geändert oder entstellt werden, es muß vielmehr bewahrt und erneuert werden in umfassender Aufmerksamkeit gegenüber der legitimen Autorität der Kirche, die über seine Echtheit wacht und den Stifterwillen und anerkannte Ziele garantiert.“

---

11 EBD. (9,3) 170.

Das „Gründercharisma“ hat eine thematisch-regelbezogene und unthematisch-aktionale Struktur. Die Präsenz der Gründer in sozialen und spirituellen Brennpunkten ist genauso verpflichtend wie die Regel.

Wo leben Schwestern und Brüder in unserer von selbstmörderischem Individualismus und Nihilismus geprägten Kultur der Gewinner in Solidarität? Was ist ihre Botschaft? Wer gibt ihrer Botschaft Stimme? Welche Bedeutung hat ihr Lebenszeugnis und ihr Handeln, das nur indirekt auf den Stifterwillen zurückzuführen ist, aber eine klare Antwort auf die gegenwärtige spirituelle Krise darstellt?

### *(2) Vereinzelung und Beziehungsverlust als Herausforderung für die Ordensgemeinschaften*

In der Stellungnahme der VDO zu den Lineamenta heißt es:

„Junge Menschen nehmen deutlich wahr, ob die Mitglieder einer Gemeinschaft in Einheit zueinander stehen, ob Spannungen im Geiste Jesu ausgetragen werden, oder ob verborgene ‚Embolien‘ im Leib Christi den Geist auslöschten. Sie spüren sehr deutlich, ob Ordenschristen wirklich gottliebende Menschen sind, ob sie Freude haben an ihrer Berufung oder ob Arbeit, ungeordnete Beziehungen, verhärtete Strukturen, Verschlussheit des Herzens usw. die Liebe (also Jesu selbst) vertreiben“ (S. 405).

Christliches Lebenszeugnis im Prozeß der Entsolidarisierung

braucht die lebendige Solidargemeinschaft. Was zerstört das „Wir-Gefühl“ in unseren Kommunitäten? Welche Erfahrungen gibt es mit einer aktiven supervisionsorientierten Begleitung unserer Kommunitäten? Wie verträgt sich ein metanoia-orientiertes, nicht-machbares spirituelles Selbstkonzept mit intentional gesteuerten pädagogischen Reformkonzepten?

### *(3) Personalnot der Kirche und die Antwort der Orden: Geschwisterlichkeit konkret!*

Wenn sich die Zahl der Priesteramtskandidaten so weiterentwickelt wie bisher, dann wird in vielen Diözesen bis zum Jahr 2000 jede zweite Gemeinde nicht mehr von einem Priester geleitet werden können. Die Bischöfe stehen vor der Frage, wie sie das im Kirchenrecht verbrieftete Recht der Gläubigen auf die Feier der Eucharistie am Sonntag verstehen und verwirklichen. Die Ordenspriester erleben einen doppelten Konflikt:

1.) Sollen sie sich – vielfach unter Vernachlässigung von Stifterwillen, Regel und den klar erkannten Zeichen der Zeit- als Lückenbüßer in den Dienst von Gemeinden stellen? Verpflichtet auch sie das Recht der Gemeinde auf Eucharistie?

2.) Verhindern die Ordenspriester mit ihren Diensten in der Gemeinde die überfällige Strukturreform in der Kirche?

3.) Gibt es Alternativen zum direkten Dienst in der Gemeinde, indem Orden sich besonders mit den priesterlosen Gemeinden solidarisieren und ganz neue pastorale Impulse in dem Sinne entfalten, daß sie priesterlosen Gemeinden auf die Beine helfen?

(4) *Strukturen der gemeinsamen Verantwortung:*

*Das Miteinander von Ordens- und Weltchristen in den ordenseigenen Werken*

Ordenseigene Werke können zu einem neuen Leben erwachen, wenn das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen Grundlage der Zusammenarbeit wird. Dies bedeutet, daß nicht mehr klerikerzentriert von oben definiert werden kann, was zu tun ist, sondern in einem offenen Prozeß alle Verantwortlichen Verantwortung für ein Werk übernehmen. In einem solchen Schulmodell z. B. bekommt die prophetische Stimme von Kindern und Jugendlichen ein ganz neues Gewicht in der Schulgemeinde.

Dies bedeutet, daß alle, die an dem Werk beteiligt sind, miteinander in Kommunikation treten, Mißtrauen abbauen und gemeinsam Ziele, Inhalte und Strukturen des Werkes verantworten und partizipativ Projekte und Konzepte verwirklichen.

Angesichts der Überalterung richten die meisten Ordensgemeinschaften den Blick auf die Diözesen. Ich frage mich, ob dies die einzige Alternative sein kann. Müßte das Solidarkonzept für die eigenen Schwestern und Brüder nicht ausgeweitet werden auf die MitarbeiterInnen in den eigenen Werken?

Sollte die Kirchensteuer wegfallen, sind die übernommenen Ordenswerke sicher die ersten, die aufgegeben werden.

Sollten die Ordensleute nicht überlegen, ihre Werke möglichst basisorientiert abzusichern (z. B. durch Stiftungen) und das flüssig werdende Kapital entsprechend einzusetzen?

(5) *Kommunitäten als Ferment einer sich erneuernden Kirche?*

„Die Restauration der Kirche kommt gewiß aus einer Art neuen Mönchtums, das mit dem alten nur die Kompromißlosigkeit eines Lebens nach der Bergpredigt in der Nachfolge Christi gemeinsam hat. Ich glaube, es ist an der Zeit, hierfür die Menschen zu sammeln.“<sup>12</sup>

Entsolidarisierung und die spirituelle Krise der Gegenwart sind nur zu bewältigen, wenn unsere Kommunitäten wieder – wie in der Urkirche – zu echten Mahl- und Schicksalsgemeinschaften werden. Die lebendige Gruppe war, ist und bleibt die Zelle, aus der heraus sich Kirche und Orden in der Geschichte immer wieder reformiert haben.

---

12 Dietrich BONHOEFFER, 1935.

Claus Eurich stellt folgende Fragen<sup>13</sup>:

- Wo ist das Netz für alle, die immer wieder *trotzdem* sagen?
- Wo ist das Band, das die Einsamkeit der Gleichgesinnten, aber Versprengten überwindet?
- Wo ist die Heimat für die, die bereit sind, das zu tun, was Jesus und Franziskus in unseren Tagen getan hätten, die radikales Christsein und ganzheitliche Hoffnungsexistenz verwirklichen wollen?
- Wie schließlich können die vorhandenen und entstehenden Gemeinschaften zusammenfließen zu einem kraftvollen Zeichen tätiger Hoffnung?

### (6) *Entsolidarisierung*

Die Orden haben die spirituelle Auseinandersetzung mit dem gegebenen Prozeß der Entsolidarisierung und Säkularisierung nur begrenzt aufgenommen.

Wir leben allzu oft noch in den Nischen volkskirchlicher Sicherheit und verlieren ein Mindestmaß von Unabhängigkeit vom Amt.

Mitbrüder und Werke, die am Bruch zwischen Evangelium und Kultur arbeiten, sind oft nicht von der Mehrheit der Mitbrüder getragen.

Die Reduzierung des Mitgliederbestandes und mangelnde Akzeptanz werden nicht spirituell bearbeitet, sondern aggressiv und unreflektiert entweder am Glaubensverlust der Menschen draußen oder an unbeliebten Gruppen im Orden selbst abreagiert.

Der Teufelskreis der Entsolidarisierung hat auch unsere Gemeinschaften erfaßt.

Die erste Antwort muß gelebte Geschwisterlichkeit in den eigenen Reihen sein. Wenn diese versucht wird, beginnt im Sinne von Delp der „Schrei“ für alle Opfer.

Welche Werke können nur in echter Solidarität zwischen mehreren Gemeinschaften durchgeführt werden?

Wie ernst nehmen wir gegebene Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft und leben die in den Lineamenta postulierte prophetische Berufung?

---

13 *Aufruf zu einem neuen Orden*, Stuttgart 1993, 143.